

Der!  
Peter Altmeyer

PREIS 40 HELLER  
ERSTES HEFT  
AUGUST 1917

*Ver!*

Erscheint am 1. jeden Monats

Herausgeber: Karl F. Kocmata

Ständige Mitarbeiter: Prof. Dr. Albert Adamkiewicz, Peter Altenberg,  
Rudolf Großmann, Alf Jörgensen, Renato Mordo, Erich Mühsam,  
Erwin H. Rainalter, Paul von Surány, Paul Schiller und andere

Einzelhefte 40 Heller. Bei ganzjähriger Zusendung K 4.80

Zuschriften aller Art an den Herausgeber Karl F. Kocmata, Wien XIX/2

Manuskriptsendungen nur nach vorheriger Anfrage und  
Beilage des entsprechenden Rückportos erwünscht



**Peter Altenberg:  
NACHFECHSUNG**



Mit dem Bildnis des Verfassers



Geheftet 4 M., gebunden 5 M.



In allen Buchhandlungen



**ECCE POETA**

(Über Peter Altenberg)

Von Dr. Egon Friedell

270 Seiten    Geh. 4 M.    Halbleinen 5 M.

In allen Buchhandlungen



# Ver!

*Auf daß der moderne Geist in Allem und Jedem zum Ausdruck komme*

Herausgegeben von

Wien

Karl F. Kocmata

August 1917

---

---

## Strindbergs Gespenst

Von Peter Altenberg

Nein, Liebster, daß Du also, ein berühmter Mensch, dennoch die Energie hast, eine ganz moderne Zeitschrift ins Leben zu rufen, und mit diesem edlen Feuereifer, wundervoll! Wie wird sie heißen?

Ver!

Sehr gut, apart, kurz! Wer es nicht versteht, wird nicht beleidigt sein, Gott, drei Buchstaben, ein knapper Ausruf: Ver!

Der Titel wäre auch treffend gewählt, wenn er Dir und Anderen nicht passend erschiene!

Wie das Format, die äußere Ausstattung?!

Klein-Quart, grün, wie die Schulhefte; auf einem kleinen aufgeklebten weißen Papier in der Mitte des Heftes, in meiner Schrift autotypiert: Ver! Untertitel: Auf daß der moderne Geist in Allem und Jedem zum Ausdruck komme.

Ein Unsinn! Die Kopie eines Schulheftes? Wollt Ihr Knaben in einer Schule vorstellen?

Ja, knabenhaft Begeisterte in der Schule des Daseins!

Da werdet Ihr den Feinden sogleich Angriffspunkte darbieten, wozu, wie ungeschickt!

Tue Recht und scheue Niemand!

Ihr lasset Euch also nicht beraten?

Nein! Wir sind die Berater!

Ihr wollt unnatürlich primitiv auftreten?

Vielleicht!

Da kann ich Euch unter diesen Umständen nicht mehr liebevoll beraten, beschützen!

Gott sei Dank!

□ □ □

## Ver!

wurde nicht gegründet, sondern ist dank der Technik einiger weniger moderner Gehirne einfach entstanden. Diese Monatsschrift läßt sich in keine Schablone pressen: sie bringt Alles und Jedes und bringt es Allen und Jedem, wenn – er guten Willens ist! Ver! ruft nicht zur Gefolgschaft auf, verzichtet aber, indem er es tut, auf die sattsam bekannten treuen Leser und P. T. Abnehmer. Ver! beansprucht und erwartet kein Lob, Tadel und Geifer werden ihn ehren, groß machen. Wir haben Keinen, den wir anbeten müssen. Vor keinem Götzen der Kunst werden wir knien. Größenwahn? Dieses Heft beweist, daß wir bescheiden sind, auch wenn wir tönend sprechen. Aber eindämmen lassen wir nicht, was in uns ruht und zum Ausdruck, zur Geltung kommen soll. Ver! ist eine Tribüne, die gebraucht, aber nicht mißbraucht werden darf. Möge sich uns Niemand mit Schubladen nähern! Und nicht mit papiergewordener Selbstüberhebung! Wer vor seinem eigenen Machwerk auf die Knie fällt, der gehe uns im Bogen aus dem Wege.

□ □ □

## Sonntagsabend in Nußdorf 1917

Von Karl F. Kocmata

Da wanken Zwei vor Sauferei.  
 Und Drei beginnen umzusinken vom Trinken.  
 Daß sich die Zwei dort küssen, wird wohl sein müssen.  
 Ein Lied ertönt. Vom Waderl, vom netten Maderl.  
 Die Musik kreischt und ihr Beschirmer Trinkgeld heischt.  
 So ist die Zeit beschaffen. Die Welt der Menschenaffen.  
 Geblödel säuselt im Café an allen Tischen.  
 Mir tut es weh. Ich muß entwischen  
 Und bin von all den Lügen satt. Ein Trottel schreit noch:  
 Extrablatt!!!

□ □ □

## Peter Altenberg

Von Karl F. Kocmata

Wie ich ihn sehe? Wie der Mensch und Dichter Peter Altenberg ist? Er ist in folgenden Zeilen, die jedem Kind ins Stammbuch geschrieben werden müssen, weil sie Motto fürs Leben sind. Und Motto im Leben! Diese wenigen Zeilen, die mich ihn kennen ließen, ohne ihn gesprochen zu haben: Nicht Dir und Einem gib das Gute, das Du gefunden auf Deinen schweren Wegen. Gib es Allen! Wirfs in die Welt! Und laß Dich kreuzigen!

Das ist der Mensch und Dichter Peter Altenberg: lauterste Menschlichkeit und Güte, weichste Güte. Daneben härtester Haß, heiß, ehrlich. Gold und Eisen. Er lobt und tobt in einem Atem. Seine Stirne weist kleine Fältchen auf, sie hat aber auch Falten. Seine Hand streichelt jetzt, im nächsten Augenblick ballt sie sich zur Faust. Und Peter Altenbergs Mund kann schüchtern, fast kindlich fragen. Derselbe Mund flucht auch: Schwerverbrecher der Menschheit! Ichisten!

Also paßt dieser Dichter den Literarkritikern nicht in die Schablone? Fürchterlich! Wohin gehört er? Peter Altenberg nun ist einmal da, hat Bücher geschrieben, die ein einziges Buch der Regeneration des gesamten menschlichen Lebens, die das Leben selbst sind. Die Welt, insonderheit die literarkritische und literarhistorische – wenn's eine solche gibt! – liebt nicht nur das Strahlende zu schwärzen, sie muß registrieren. Unbarmherzig muß selbst die seltene Persönlichkeit, der wirklich Einzelne und wahrhaft Einzige in die Registratur gezwängt werden. Merkwürdig: bei diesem Peter Altenberg geben sie ihr Tun auf. Ihr Geist – Geist! – kapituliert. Aber die Gemeinheit feiert Triumphe. Billige Triumphe!

Peter Altenberg hält nichts vom Geist. Die Maschine muß in Ordnung sein. Die innere wie die äußere. Alles Andere: Geist, Talent, Kunst, ist nur die Konsequenz. Haltet nur die Maschine in Ordnung! Die Maschine!!!

Ihm ist maßgebend, wie einer ist, nicht wie er ißt. Das mag er mit Gabel, Messer oder Löffel besorgen: wurscht. Die Maschine ist Alles: das Gehirn! Er will Gehirnmenschen haben. Idealisten. Vereinfacher des Lebens. Wie Peter Altenberg selber einer ist und sein Vater einer war.

\*

Wenn nun die Registratoren, die sich an dieses Dichters Leben und Schaffen die Schädel anrennen, wenn die nun hören werden, daß Altenberg sagt: Mit dem der Schauspielerin N. N. von mir empfohlenen Abführmittel leiste ich der Menschheit mehr Positives als alle Kunst plus Literatur plus Kultur, welche hochgepriesene Errungenschaften endlich doch nur zum Weltkrieg führten, – was werden sie dann sagen. Sagen wollen?

Überhaupt die Kunst, die Literatur, diese Literaten: Schwerverbrecher am Menschheitsgeiste, Ego-Schweinehunde, Ichisten! Brauchen wir Kunst? Menschlichkeit brauchen wir. Erkenntnis fürs Leben und Weiterleben...

Peter Altenberg liebt den Dichter Tschekow. Dieser hat Humor und tiefste Philosophie in Einem. Was heißt Schiller? Wir haben doch den Weltkrieg! Und an Goethe, Beethoven interessiert ihn nur die Maschine. Das Gehirn. Wunderbar nennt er die Zusammenhänge der modernen Gehirne, die ans Mystische grenzen. Die Gehirne, alles Andere: Dreck.

Die kleine Hand Peter Altenbergs ballt sich zur Faust. Und die Mentholzigarre muß hergeben was sie enthält.

Seht Ihr nun, wie er dasteht, der Registrator? Wie er sich nicht zu helfen weiß? Wie wütend er darüber wird,

daß ihm dieser Peter Altenberg so viele Schwierigkeiten macht, wo sich andere Dichter ungemein leicht in eine Schablone stecken lassen. Peter Altenberg muß genommen werden wie er ist! Nicht wie wir ihn haben möchten. Seine Bücher wollen keine Bücher sein. Sein Buch ist er! Und er will Weiser sein, will uns den Weg zeigen, der zur Überbrückung dieses höllischen Lebens führt. Ihm liegt ja gar nichts an der Bezeichnung Dichter! Merkt Euch das!

\*

Wir sprechen von Menschen und Ichisten. Da fallen die Namen Polgar, Kraus, Salten, Mühsam, Paul Stefan, Bartsch u. a. m. So kommen wir auf den Krieg zu sprechen und auf England. Altenberg haßt England. Nun wird er wütende Ekstase. Er will die Perfidie im Speziellen und im Allgemeinen bekämpfen, solange er lebt. Will gegen alles Unvernünftige losgehen, weil es das Unmenschliche ist. Peter Altenberg hat das Große und Kleine im Auge. So will er auch den Augiasstall der Menschheit mit universellem Auge, das er besitzt, von den Anderen betrachtet haben, wenn es ihnen um die Reinigung ernstlich zu tun ist. Peter Altenberg ist nichts zu klein und nichts zu groß. Nichts ist ihm unbedeutend. Er ist Mensch.

\*

Ist am Ende in den folgenden zwei Sätzen Peter Altenbergs nicht mehr Weisheit enthalten, als so ein Berufskritikerhirn jemals zu fassen vermag?:

Soll mir nur Einer seine Geliebte zeigen und ich will ihm sagen, wer er ist. Was er ist und was er für die Welt bedeutet. Für die Welt, die erst dann besser werden kann, nicht wenn sie viele Bücher liest, sondern einfacher wird von Grund auf . . . .

□ □ □

## Die Welt ohne Hunger

Von P. R.

Einer der realistischsten Romane unserer Zeit, dessen Verfasser – Alfred Bratt – mir ein Unbekannter war, trägt diesen Titel. (Verlag Erich Reiß, Berlin.) In diesem Buch wird gezeigt, wie ohnmächtig Forschung, Wissenschaft und Technik zur Befreiung des Menschen sind, ja wie wertlos der höchste technische Triumph ist, wenn er den Menschen – geschenkt wird, anstatt von ihnen selbst erobert, geistig bezwungen und gefühlsmäßig bewältigt zu werden.

Wehe der idealen Sache, die auf dem Wege der Macht durchgesetzt werden soll, und nicht durch die Erkenntnis-kraft des menschlichen Geistes! Richard Bell, der Held des Romanes und Erfinder eines Präparats, das im Nu allen Hunger stillt, muß es am eigensten Leib erfahren, was es bedeutet, sein ideales Wollen mit der Gewaltszentrale eines Staates, des amerikanischen, zu vermählen, durch letztere das Heil der Welt herbeiführen zu wollen. Bell lernt begreifen, daß das Wesen aller Macht nur darin besteht, sich auch des größten Problems nur als Mittel zur eigenen Zwecksetzung zu bedienen, nicht aber darin, der Kultur und ihrem Fortschritt förderlich zu sein. Darum geht auch der momentane Scheinsieg des Bellschen Bündnisses mit dem Staat rasch zugrunde – er zerfällt infolge der Unhaltbarkeit eines Fundamentes, das auf sumpfigem Boden erbaut ist. Bells grandioser, menschenfreundlicher Plan, das amerikanische Volk, alle Völker, mit Hilfe des Staates vom Hunger zu erretten und zu befreien, bricht zusammen; und selbst die Volksmassen, deren Heiland er sein wollte, kehren sich bald gegen ihn.

Und dann auch der Staat, der das soziale Problem zur Lösung zu bringen gedachte; er muß das von ihm

Geschaffene selbst zerstören: er fühlt sich als Staat unfähig, aus dem in ihm urewig lodernden chaotischen Widerstreit zwischen Autorität und Untertänigkeit und personeller Individualsoveränität heraus zu dem einzig und allein erlösenden und wahrhaft freien Leben zu geleiten: zu dem des Gemeinschaftsgeistes der Liebe und Verbrüderung.

Das Auszeichnende und bleibend Wertvolle des Brattschens Buches bildet die Erkenntnis: nicht der Staat ist zur Lösung des sozialen Problems berufen. –

In dieser tiefsten gedanklichen Wahrheit geht uns das Bild der trostlosen Gegenwart auf, die eine Welt des Hungers darstellt. Wie vor Jahrtausenden durchlebt die Menschheit in atavistischer Not die Primitivität der brutalen Futtergier; nur, daß sie einstmals nicht genug für Alle zu erzeugen verstand, heute viel mehr erzeugen kann, als sie zu verzehren vermöchte, wenn sie frei leben und essen dürfte. Zwischen dem Menschen und seinem ökonomischen Reichtum und Können schiebt sich das gewaltige Hindernis eines Seelenaufschwunges der Frenesie, der Moloch ein Monument errichtet hat, dem zu Ehren der Mensch sich auf die Suche nach Nahrung begeben muß. Darin besteht heute sein Götterdienst. Und je mehr er diesem frönt und frondet, desto machtloser wird er gegenüber der Natur. Er vermag es nicht mehr, sie zu bezwingen, zu erobern, sie sich untertan zu machen, denn er hat Wichtigeres zu schaffen: seinesgleichen zu bezwingen, zu erobern, zu unterwerfen. So ist es denn nur die Majestät eines Molochs des Hasses, die in der Welt einherschreitet, und König Hunger schwingt sein Zepter.

Wie soll es anders werden? Dieser Schrei entringt sich der Brust Aller, die denken und nicht nur für sich denken können. Aber das Problem ist höchst kompliziert, ja mit den Menschen unserer Zeit überhaupt fast unlösbar. Nur Einem ist König Hunger nicht gewachsen, einer

Potenz muß er weichen, denn sie besitzt alle Vernichtungskräfte, die ihn zu überwinden vermöchten. Sie besteht in nützlicher Arbeit, in sozial wertvoller, also produktiver Arbeit.

So einfach diese Formel der Lösung und Erlösung klingt, so ungeheuer erschwerend fällt sie für das Problem des Hungers, das uns bedrückt, ins Gewicht. Nichts ist seltener in dem Gewimmel und Getriebe unseres Lebens, das sich Gesellschaft nennt, aber in Wirklichkeit der Staat ist, als die nützliche Arbeit. Arbeit wird viel geleistet, überflüssig und schädlich viel und viele überflüssige und schädliche. Aber diese Arbeit ist keine nützliche, soziale, für Alle wertvolle, also lebenspendend in Betracht kommende. Wäre sie es, so gäbe es keinen Hunger, könnte ihn nicht geben.

Die Menschheit tollt in einem Labyrinth umher und herum, sie findet keinen Ausweg daraus. Und doch gibt es deren für jeden Menschen einen, es gilt nur, ihn zu finden. Man findet ihn, wenn man ihn sucht und nicht der einfältigen Hoffnung voll ist, daß Andere ihn für einen suchen sollen, also der Staat, die philanthropischen Quacksalber, die bramarbasierenden Politiker und sonstige irgendwelche zentralistischen Instanzen der bürokratischen Kaste. Diese Alle können die produktive Arbeit nur verstopfen, verrammeln und je mehr Arbeit sie fordern, ja sogar leisten, desto unproduktiver wird diese, desto machtvoller wird König Hunger.

Vergessen wir nie, daß das Heil nur in uns selbst liegen kann! Verzetteln wir uns nicht für außer uns selbst liegende Nebensächlichkeiten. Ob die Regierungen für oder gegen die Formel: Gegen alle Annexionen, gegen jede Entschädigung! sind, darauf kommt es nicht an. Es kommt ausschließlich darauf an, ob wir wirklich den Frieden wollen. Der Friede wird und kann sein, wenn die Völker ihn wollen und wahren, einerlei, ob jene Formel des Nichts-

besagenden, die, solange der Krieg immer gigantischer wird, ihn nicht hindert und dann plötzlich um seine Früchte gebracht sehen möchte, von den Regierungen in absurder Laune oder notgedrungen angenommen wird oder nicht. Denn der wahre Friede ist ein psychologischer Willensakt der Völker und keine Kabinettsorder der Staatsweisheit, wenn die Völker so klug geworden, nicht auf die letztere warten zu wollen. Solange sie aber auf diese warten, muß und wird es auch den Hunger geben, denn just so lange kann es keine nützliche Arbeit geben, statt ihrer unendlich viele unnütze, die jeden Tag, den sie geleistet wird, uns ärmer und hungriger und elender machen muß.

Wilhelm Wundt, der geistvolle Altmeister der deutschen Philosophie und Psychologie, hat soeben in seinem siebenten und achten Band der »Völkerpsychologie« (Verlag Alfred Kröner, Leipzig) das Phänomen der Gesellschaft zu zergliedern versucht. Dieses Werk führt in den Komplex der Probleme, die uns so übermächtig umströmen. Erst wenn wir uns darauf besinnen, daß wir Teile der Gesellschaft sind, daß es das Wohl Aller gilt, nicht nur das der sie beherrschenden Elemente und deren Interessensphären – dann allein werden wir dazu gelangen zu wissen, was die Gesellschaft für uns bedeutet, von uns fordert. In allererster Linie produktive Arbeit. Je mehr diese in den Bereich unseres Selbstgebrauches ohne jeglichen Abzug gestellt werden kann, desto mehr ergibt sich aus dem Wohle des Einzelnen das Gesamtwohl Aller und wir erreichen das, was Wundt unter sozialisierter Gesellschaft versteht. Deren Fundament, unerläßlicher Grundstein, bildet die produktive Arbeit.

Produktive freie Arbeit des Einzelnen und die sozialisierte Gesellschaft für Alle! Noch ist es Zeit für die Menschheit, sich dieser höchsten ethischen Postulate zu erinnern. Nur auf diesem Wege wird sie das

Gespenst des Hungers bannen und das erreichen, was ihrem technischen Können ein Kinderspiel, ihrem Geistesbewußtsein, dessen ungeklärter Primitivität und Mangel an Selbstbesinnungskraft und Selbsterkenntnis jedoch die Höchstleistung einer weltgeschichtlichen Tat: eine Welt ohne Hunger zu begründen! Nie der Krieg, ja nicht einmal der übliche waffenstarrende Friede, auch jene seichte Formelweisheit der Annexionslosigkeit nicht, kann der Menschheit ihren eigenen, bedeutsamsten Lebenssinn erbringen. Nur, ausschließlich die produktive Arbeit des freien Individuums in sozialisierter Gesellschaft vermag es, Mensch und Welt von dem Würger Hunger zu befreien, der uns heute fest umklammert in seinen ehernen Krallen hält.

□ □ □

## Regentag

Von Renato Mordo

Dir bin ich unterlegen.  
Einst konnte ich erkennen,  
Konnt' meinen Glauben nennen.  
Jetzt kann ich nichts bewegen.

Dein Wort war mein Erblinden.  
Jetzt kämpfen graue Klagen,  
Wo einst zwei Leben lagen.  
Ich kann mich nicht mehr finden.

Und Dein ist jetzt mein Leben  
Und ich kann nur noch beten:  
Du sollst mich nicht zertreten,  
Du sollst mich zu Dir heben.

□ □ □

## Vom Tode

Von Erich Mühsam

Was wir Ehrfurcht vor dem Tode nennen, die Mischung von Schauer, Beklemmung, Wehmut und Jenseitgefühl, die wir beim Hinsterven eines Mitmenschen empfinden, sollte uns deutlich bewußt sein als Ehrfurcht vor dem Leben. Denn wir wissen vom Tode nichts Sichereres, als daß er der Abschluß einer diesseitigen Persönlichkeit ist, der Endstrich unter ihrer Wirksamkeit, soweit sie den Zurückbleibenden übersehbar war.

Die Trauer um einen Toten ist die Bejahung seines Lebens, ist das Bekenntnis zum Diesseits als allein Erlebniswertem. Die Hoffnung auf ein Fortleben nach dem Tode ruht immer nur auf Glauben oder Spekulation. Niemandem soll der Kindertraum vom Paradies oder vom Himmel geraubt werden, Keinem, der in der Überzeugung von Seelenwanderung, Wiedergeburt, Fortwirkung irgendwelcher Art Trost und Sicherheit findet, soll Skepsis oder gar Spott begegnen. Aber sie Alle, die zu innerer Klarheit über ihren Verbleib nach dem Abscheiden gelangt sind, sollten sich erinnern, daß diese Klarheit ihr Eigentum ist, nur für sie gültig und als sichere Wahrheit nur auf sie selbst anwendbar.

Kriegszeiten, Epochen, in denen der Tod über alle Vorstellungskraft Opfer empfängt, verführen Viele zu leichtfertiger Einschätzung des Lebens. Sie beruhigen ihre Bedenken und ihr Grauen mit der Erinnerung an die eigene Zuversicht auf ein Weiterleben nach dem Tode. Sie begehn schweres Unrecht an denen, die ihrer Weisheit nicht glauben, die für sich zu keiner Lösung des düstern Rätsels kommen konnten, die des natürlichen Ablaufs ihres Lebens bedurft hätten, um überlegen und ausgesöhnt die überstandene Welt mit einer neu beginnenden vertauschen zu mögen. Ja, der Trost der eigenen Seele wird Grausamkeit

gegen die fremde, weil er das Mitgefühl am fremden Leid verdrängt und den Sterbenden eines Teils der Trauer beraubt, auf die er um seines Todes willen Anspruch hat.

Gewiß darf von keinem Menschen verlangt werden, er müsse dem Tode jedes andern Menschen nachtrauern. Es ist nur natürlich, daß uns das Sterben einer Person in nicht höherem Maße beschäftigt, wie ihr Leben es getan hat, und daß uns also der Tod der meisten Menschen durchaus gleichgültig läßt. Aber wir sollten uns hüten vor einem summarischen Bedauern, wenn das Los eines gewaltsamen Endes Viele zugleich trifft. Es ist eine Frivolität zu klagen: Schrecklich! In der oder jener Schlacht sind wieder zehntausend Mann gefallen . . . und dabei die Zahl der Leichen statt die Summe der zerstörten Schicksale zu meinen. Einmal Zehntausend ist leicht zu denken, der Phantasie wird keine Aufgabe dabei gestellt. Zehntausendmal Eins aber ist ein Gedanke von furchtbarem Gewicht, denn er enthält die Vorstellung von zehntausend Einzelerlebnissen mit aller Qual jedes der Betroffenen, mit allen Tränen und Klagen, die jedem der Zehntausend nachweinen. Hat uns das Leben dieser Menschen gekümmert und bewegt, so haben sie ein Anrecht darauf, mit allen Empfindungen, die das Ereignis des Todes erweckt, betrauert zu werden. Der Tod kann nicht korporativ erfaßt werden. Daher kann keine Trauer aufrichtig sein, die ihren Schmerz an der Zahl weidet.

Je größer unsre Achtung vor dem Leben ist, je stärker unser eigener Lebenswille uns zwingt, den fremden Lebenswille anzuerkennen, um so ehrfürchtiger werden wir das Phänomen des Todes begreifen: als Mahnung des irdischen Lebens, bis zu seiner Grenze lebendigen Geistes zu sein und die Aufgaben des Lebens zu erfüllen. Denn welche Aufgaben jenseits der Grenze gestellt sind, ist das Geheimnis, das der Tod dem Leben verborgen hält.

## Der von Elbersfeld

Von Paul von Surány

Im Wirtshaus zum Eber, da war es gut warm. Beim langen Tisch am Fenster saßen elf Reitersleute – tranken Bier und lachten, lachten Spott auf den kalten Wind, der draußen blies und auf den Schnee, vor dem sie in der Wirtsstube sicher waren. Abseits – beim Fenster – saß ihr Kornett, der von Elbersfeld. Er war stumm und traurig, sann so vor sich hin und trank nicht. Die Reiter am langen Tisch riefen wohl ein Scherzwort oder einen Trunkspruch hinüber, doch er achtete nicht darauf. Er dachte wohl an sein arm alt Mütterlein, das er daheim gelassen und an sein klein Schwester . . . oder an das blonde traute Ännchen, das so bitter geweint, als er fort gemußt. – Dachte an die stolze Frau, die er in Virolsburg kennen gelernt, als er dort im Quartier gewesen. Sie war so schön, und lockend hatte sie ihn angesehen . . .

Im Nebenzimmer spielte jemand Spinett. Es waren alte traurige Lieder. Da sang eine klare Frauenstimme dazu und der von Elbersfeld fuhr auf, als er sie hörte. Die Reitersleute lauschten, dann summte der Eine und der Andere mit und dann Alle – ganz leise – ganz leise . . . Dann verklang Gesang und Spiel. Der Kornett war im Gebet versunken da-gesessen . . . Jetzt fuhr er auf und lachte hart, rief nach Wein. Die elf Reiter blickten erstaunt auf – denn das war nicht seine Art.

Es war spät geworden, die Reitersleute schliefen, einer stand draußen im Schnee Waché. Der Wirt schlummerte in seiner Ecke und stöhnte im Schläfe. Der von Elbersfeld saß noch am Tische beim Wein und sah ins verlöschende Feuer . . . . Plötzlich schoß er empor – wer hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt? Griff zum Degen – da stand jene stolze Frau aus Virolsburg vor ihm und winkte leicht mit der Linken -- mit der Rechten zog sie ihn fort ins Nebenzimmer . . . . halb wie im Traume, wider seinen

Willen war er ihr gefolgt, ins Zimmer . . . da setzte sie sich ans Spinett und sang dasselbe Lied, das er am Abend gehört. Wie gebannt stand er – neben ihr. Langsam erhob sie sich und schritt auf ihn zu – legte ihre Arme um seinen Hals. Küßte ihn auf den Mund. – Da rang er sich los – denn der Kuß hatte gebrannt wie Feuer und mit einem Male gedachte er seiner Braut. Doch die Frau wollte ihn nicht lassen, hing an ihm – wollte ihn bezwingen. Mit einem Stoße befreite er sich und lehnte sich, einen Augenblick tiefaufatmend, an die Wand, während sie sich lauernd an dem Spinett festhielt. Sie blickten sich an wie wilde Tiere . . . Keuchend . . . dann stürmte sie jäh aus dem Zimmer.

Am nächsten Tage in der Früh mußten sie weiterreiten. Frisch trabten die elf Reitersleute dahin, lustig und lachend; an der Tete der von Elbersfeld, ihr Kornett, schweigsam ernst.

Gegen Abend kamen sie zu einem Walde. Sie mußten durch. Zwei wurden vorausgesandt, doch sahen sie keinen Feind. Der Kornett hatte ein seltsames Gefühl . . . . Sie ritten in den Wald hinein – Schüsse – hier – dort – der Feind – Kein Zurück mehr. Der von Elbersfeld riß den Degen aus der Scheide – Vorwärts! rief er noch, dann wankte er im Sattel und fiel, die feindliche Kugel mitten im Herzen. Die elf Reitersleute wollten nicht weichen – mit Hurra in den Wald – und nicht wieder hinaus . . . .

Am nächsten Tage rückten die übrigen Reiter nach – an der Spitze ritten der Obrist und sein Adjutant. Als sie zum Walde gelangten, fanden sie die Abteilung des Kornetts zu Elbersfeld, tot, bedeckt von vielen Feindesleichen. Doch – wo wäre denn der Kornett? Wo wäre der von Elbersfeld? Er hat hier eine Pistole liegen lassen, bemerkte ein Kapitän, er ist wohl desertiert. Er lächelte bitter. Der Obrist nickte nur. Es sieht wohl so aus – er ist eher geflohen. Dann ritten sie weiter . . .

Plötzlich schrie ein Reiter laut auf: Der Kornett liegt hier am Wegestrand, erschlagen, bei ihm eine Frauenleiche . . !

## Die Heilung des Krebses ohne Messer

Von \* \*

Wo die Arznei hilft, da vermeide  
man das Schneiden und Brennen

Ein Oberpriester zur Zeit Pharaos

Die alte Krebslehre ist tot. Und die mit ihr eng verbundene Krebsoperation ist im Sterben. Für das Geschäft mit lebendigem Menschenfleisch ist die Zeit offenbar verstrichen. Nicht länger mehr soll der Kranke für den Arzt eine gute Staatsobligation sein. Und das Merkwürdigste ist, daß ein Arzt in der Krebsfrage gegen den ganzen Stand, der durchwegs für die Operation des Krebses ist, auftritt. Mit einer Energie und Ausdauer, mit einer Unermüdlichkeit, die ihre Erklärung in dem Sprichwort findet: Wen das Unrecht nicht erdrückt, den erhebt es. Die Medizin, die zum Heilen, aber nicht zum Morden da sein soll, kennt den Krebs als einen der furchtbarsten Würger der Menschheit. Jeden Tag rafft diese Krankheit und nicht weniger auch ihre falsche Behandlung ungezählte Scharen von Menschen dahin. Die große Zahl der Menschenopfer, die der Weltkrieg fordert, hat endlich die Frage der Menschenökonomie entfacht, eine Frage, die nicht nur Bezug hat auf die Verluste der in diesem entsetzlichen Kriege Gefallenen, die auch Bezug haben muß auf die vielen Unglücklichen, die unnötigerweise an einer Krankheit und an deren falscher Behandlung dahinsterven. Während man besorgt die Verluste feststellt, die der Weltkrieg fordert, läßt man den Würger Krebs ruhig gewähren und sieht zu, wie durch nutzlose, furchtbar schmerzende Operationen Kranke dem sicheren Tode ausgeliefert werden. Krebs muß nicht nur nicht operiert werden, er darf nicht operiert werden: die Operation des wirklichen Krebses bringt nie Heilung, sondern immer größeres Siechtum. Wohl: das

sind Behauptungen. Sie können aber bewiesen werden und sind durch dreißig Jahre bewiesen, von der an Operationen interessierten Ärzteschaft aber verleugnet, entstellt und verleumdet worden. Die Erforschung der Krebskrankheit und ihre Heilung ist eine der größten Errungenschaften der Wissenschaft nicht nur unserer Zeit, sondern aller Zeiten. An die dreißig Jahre ist das Krebsproblem gelöst, 1890 stellte der Universitätsprofessor Dr. Albert Adamkiewicz fest, daß der Krebs ein Parasit, daß der Parasit ein Lebewesen und jedes Lebewesen dem Tode verfallen ist. Jede künstliche Abtötung des Krebsparasiten ist gleichbedeutend mit der Heilung des Krebses\*). Wieso diese Kunde der sicheren Krebsheilung noch nicht Eingang gefunden hat in die breiteste Öffentlichkeit, ist nur dem verständlich, der hinter die Kulissen des modernen Lebens zu blicken versteht, der von den Intrigen, die das Beste und Schönste in der Welt nicht aufkommen lassen, weil die Interessen einiger Weniger gefährdet erscheinen, weiß. Für die ehrliche Wissenschaft ist heute in einer gewissen Clique kein Platz. Ließ nicht der Salvarsanrummel deutlich erkennen, daß leider, sehr zum Schaden der Kranken, Clique und Wissenschaft Eins geworden waren? Hunderte wurden durch die Erfindung des Herrn Ehrlich blind, taub, nierenkrank oder starben an den Folgen des ihnen injizierten Arsens, das bestenfalls als Rattengift vorteilhafte Verwendung findet. Da rührte sich auch keine Sanitätsbehörde, von deren Bestehen die wenigsten Menschen überhaupt eine Ahnung haben! Aber einem Forscher wie Adamkiewicz, der seit dreißig Jahren auf unblutige Weise den Krebs heilt, hat man die ihm vom damaligen (1891) Unterrichtsminister Gautsch aufs bestimmteste zugesagte Errichtung eines eigenen Krebsinstitutes zu hintertreiben gewußt. Gewalt-

---

\*) Prager mediz. Wochenschrift, 36. Jahrg. 1911, Nr. 4, Seite 29.

akte, Fälschungen wurden begangen: die gute Sache überstand sie. Langsam, nach und nach sickerte die Wahrheit durch, die Wahrheit, die da siegen muß, gegen wen es auch sei. Die Welt muß es erfahren, schweres Unrecht finde seine Sühne, wenigstens zum Teil. Dieses Interesse haben wir – und kein Anderes! –, wenn wir für den Forscher sprechen, der lange noch nicht daran denkt die Streitaxt aus der Hand zu legen, wenn auch sein arbeitsreiches Leben dies ratsam erscheinen ließe. Er selbst schreibt in einer Publikation, die unser Interesse erweckte und diesen Aufsatz veranlaßte, wie folgt:

Ich würde es für eine Verletzung meiner heiligsten Pflichten, ja für Fahnenflucht in eigener Sache halten, in einer Frage, welche direkt an das Leben der Menschheit greift, die gegen sie in zwei Kulturstaaten seit fünfundzwanzig Jahren von engherzigen sogenannten »Autoritäten«, von einem Troß kommandierter Zeitungsschreiber und der diese Gilde schützenden, ihrem Götzen »Prestige« Alles, Menschlichkeit, Wahrheit, sogar die eigene Überzeugung opfernden Macht, hartnäckig und bewußt begangenen Verbrechen zu kennen und sie aus Furcht vor selbst den grausamsten Repressalien nicht an den Pranger zu stellen. Hier sind Offenheit und Wahrheit die einzigen Mittel, die Fesseln der im Bösen verstrickten und vielleicht aus Trotz oder falscher Scham in ihnen festgehaltenen Opfer vor weiterem Mißbrauch ihres Amtes zu bewahren und so das Böse im Interesse des schon zu lange und auf das schwerste geschädigten Allgemeinwohls endlich zum Guten zu wenden. –

Wir wollen ihm unsere Stimme leihen, weil wir uns selbst zu schützen glauben müssen und weil »Ver!« Allem Geltung und Ausdruck geben will, was die Menschheit weiterbringen hilft. Hämisches Lächeln wird uns nicht irremachen angesichts der Verteidigung eines um wahre Wissen-

schaft und Menschheit hochverdienten Mannes, der Heilung um Heilung erzielte, dessen Patienten gesund wurden und in Worten höchster Dankbarkeit die unblutige, schmerzlose Behandlungsweise zu preisen wissen, wo ihnen von sogenannten Kapazitäten Tod oder sicheres Verderben durch Operationen verkündet wurden. Menschen, die operiert und trotzdem aufgegeben wurden, sind gesund. Und für solche unterdrückte Wahrheiten einzustehen, sie verkünden, sollte nicht erste Pflicht jener Männer sein, deren Worte gedruckt und gelesen werden? Weil das folgende, an den Schöpfer dieser menschenerlösenden, wissenschaftlichen Großtat, Professor Dr. Albert Adamkiewicz, gerichtete Schreiben nicht nur eben diese Tat nach unzähligen Beweisen neuerdings bestätigt, sondern gleichzeitig auch ein erhebendes Zeugnis edler, in unserer Zeit so seltener Dankbarkeit und Gesinnung ablegt, deshalb geben wir ihm als einem bedeutungsvollen Kulturdokument hier Raum.

Die von dem Primararzt des Krankenhauses in Melk, Herrn Dr. Schatzl, erfolglos operierte und dann von ihm und dem Oberbezirksarzte Dr. Forstreiter als unheilbar und verloren erklärte und aufgegebene, von Prof. Dr. Adamkiewicz aber in wenigen Tagen auf unblutigem Wege geheilte Kranke schreibt wörtlich:

Pöggstall, den 26. Juni 1917.

Sehr geehrter Herr Professor!

Nicht nur weil Herr Professor es gewünscht haben, ich solle Nachricht geben über mein Befinden, sondern auch weil es mich drängt, meine große Freude über dasselbe kund zu tun, richte ich diese Zeilen an Sie.

Denken Sie sich, werter Herr Professor, all die harten Stellen in der Brust sind verschwunden, und fühlt sich diese so weich, wie vor meiner Erkrankung.

Wie glücklich ich darüber bin, können Herr Professor nach meiner Verzagtheit und meinem Entsetzen vor dem qualvollen Hinsterben ermessen. —

Was wäre heute mit mir, wenn mir Gottes Fügung nicht den Weg zu Ihnen, dem größten – , dem größten Ärzte, hätte finden lassen! – In Elend und Jammer würde ich den schrecklichsten Qualen entgegensetzen oder dieselben schon erleiden müssen. So aber freue ich mich wieder des Lebens, bin gerettet – gerettet! Durch Ihre hohe Wissenschaft, Ihre Hilfe!

Worte, um meinen Dank hierfür aussprechen zu können, lassen sich nicht finden. Alle –, alle sind zu gering. Nur fühlen kann ich die Dankbarkeit und Schuld mit ganzer Seele!

Herr Professor wissen, daß große Worte mir unlieb sind. Hier aber kann ich nicht anders, als es als Verbrechen bezeichnen, daß Ihre große Entdeckung so unterdrückt, so wenig gewürdigt wird. –

Möge der liebe Gott Sie nur noch lange gesund erhalten zum Wohle der armen – der ärmsten Menschen und Ihnen die Zeit endlich die verdiente Anerkennung –, den Sieg über all die widrigen, Sie hemmenden Kreaturen erleben lassen. –

Dies aus dankerfülltem, ehrlichem Herzen wünschend,  
zeichnet hochachtungsvoll  
Baronin von C.

Wir fragen: Wäre es in Kenntnis solcher Dinge nicht ein Verbrechen, zu schweigen? Wir reden und – stehen Gewehr bei Fuß!

□ □ □

## Der Philister

Von Franz Augenthaler

In unserm Hof der Kettenhund  
Läuft stets im selben Kreise  
Und bellt, wenn wer vorüberkommt!  
Hau wau, was bin ich weise!  
Obzwar es heißt, die Welt sei bunt  
Und reich an schönen Werken,  
Ich rühr' mich nicht von meiner Pflicht,  
Weil das allein dem Hunde frommt! –

Doch könnt Ihr leicht bemerken:  
Von seiner Kette spricht er nicht!

□ □ □

## ANMERKUNGEN

### RUDOLF BERNREITER

In einem, zwei Tage vor seinem Tode abgesandten Briefe bekannte er sich freudig zu unseren Zielen. Gerne wollte er mitarbeiten. Der Brief ist aller Hoffnung voll. 22 Jahre alt, fiel am 18. Mai d. J. der Leutnant Rudolf Bernreiter einer italien. Kugel zum Opfer. Wir wollen seiner gedenken!

**PARAGUAY.** Im Rahmen der k. k. Geographischen Gesellschaft zu Wien hielt kürzlich Generalkonsul Leo Hirsch im Hörsaale 7 der Universität unter außerordentlich großem Beifall einen mit vielen Lichtbildervorführungen begleiteten Vortrag über Paraguay. Der Vortragende begann mit der Entstehung der bis 1916 jahrelang von dem Schweizer Eduardo Schaerer geleiteten Republik, die völlige Neutralität gegenüber den Mittelmächten bewahrt, schilderte Land und Leute, betonte insbesondere den Reichtum, den Paraguay an Vieh aufzuweisen hat. An der ganz ungewöhnlichen Art des Vortragenden lag es, daß der Vortrag, der eineinhalb Stunden währte, zu einem sehr interessanten wurde. Denn, offen gestanden: ich hatte mich bisher um die Republik Paraguay recht herzlich wenig gekümmert. Was hier aber zu vernehmen war und in der Hoffnung ausklang, daß Österreich und Deutschland nach beendigtem Kriege sich des vielfachen Reichtums erinnern und lebhaft Handelsbeziehungen anbahnen sollten, hörte sich gerade in der gegenwärtigen Zeit der Entbehrungen am Allernötigsten die Kunde von dieses Landes glücklich-friedvollen Strebens und Schaffens wie Spährenmusik an. Nicht oft genug kann es gesagt werden: Die so abgerundeten und informativen Ausführungen des Vortragenden, fänden sie nur Wertung und Anklang! K. F. K.

## ZEITSCHRIFTEN

**BODENREFORM.** Organ der Deutschen Bodenreformer. Jährlich 6 Mark. Berlin W. 35.

**NEUES LEBEN.** Monatsschrift für deutsche Wiedergeburt. Herausgeber: Dr. Ernst Hunkel, Berlin-Lichterfelde. Jährlich 5 Mark.

**DIE GLOCKE.** Sozialistische Wochenschrift. Herausgeber: Parvus. Berlin SW. 68. Jährlich 14 Mark.

**DIE SCHAUBÜHNE.** Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft. Herausgeber: Siegfried Jacobsohn, Berlin-Charlottenburg. Jährlich 14 M.

**WIELAND.** Eine Kunstzeitschrift. Herausgeber: Bruno Paul, München. Jährlich 10 Mark.

**NATUR UND GESELLSCHAFT.** Monatsschrift. Herausgeber: F. S. L. Dietze, Lichterfelde. Jährlich 7 Mark.

Verlag von Wilhelm Heims in Leipzig

## VOLKSKUNDE

### Handbücher zur Volkskunde

- Bd. I. **Wehrhan Karl, Die Sage.** Gr.-8°. VIII und 162 S. 1908.  
" II. **Thimme Adolf, Das Märchen.** Gr.-8°. VIII und 201 S. 1909.  
" III. **Schell Otto, Das Volkslied.** Gr.-8°. VIII und 204 S. 1908.  
" IV. **Wehrhan Karl, Kinderlied und Kinderspiel.** Gr.-8°. VIII und 189 S. 1909.  
" V. **Sartori Paul, Sitte und Brauch.** I. Teil. Gr.-8°. VIII und 186 S. 1910.  
" VI. — — — II. Teil. Gr.-8°. VIII und 209 S. 1911.  
VII/VIII. — — — III. Teil und Register zu allen 3 Teilen. Gr.-8. VIII u. 354 S. 1914.

Jeder Band kostet brosch. M. 2.—, geb. M. 2:75

Jeder Band enthält am Schlusse eine ausführliche Bibliographie.

Diese Handbücher sind unentbehrlich für jeden, der sich mit Volkskunde beschäftigt. Die wertvollen ausführlichen Literaturnachweise finden sich nicht in ähnlichen Werken.

**Sartori Paul, Sitte und Brauch.** 3 Teile in 1 Halbfranzbände (Sonderausgabe von VI—VIII der Handbücher zur Volkskunde). 1914. M. 11.—.

Sartoris Werk ist „für die nächsten 20 Jahre das Buch über Sitte und Brauch.“

**Meyer, Prof. Dr. J. J., Das Weib im altindischen Epos.** Ein Beitrag zur indischen und zur vergleichenden Kulturgeschichte. Lex.-8°. 28 Bogen. 1915. Brosch. M. 15.—, Halbfranzband M. 18.—.

Wilde, gallschwarze Bitterkeit, verzweifeltes Aufschreien, grelles Gelächter, taumelndes Verzücken und weiches Sehnsuchtsrufen:

## WÜSTE, KRATER, WOLKEN

Die Gedichte von ERICH MÜHSAM

Preis broschiert M. 4:50, gebunden M. 6.—

KURT WOLFF VERLAG, LEIPZIG

### VERLAG ALFRED KRÖNER IN LEIPZIG

Wir empfehlen:

**DIE GESELLSCHAFT** Von **Wilhelm Wundt**  
2 Bände 20 M., in Halbfranzbd. geb. 26 M.

Die unermüdlige Arbeitskraft des bedeutenden Philosophen und Soziologen hat uns in den zwei neuen Bänden die siebente und achte Fortsetzung seiner fundamentalen Großarbeit über die „Völkerpsychologie“ beschert, deren Neuerscheinungen für jeden modern Denkenden von aktuellem Interesse sind. In der „Gesellschaft“ behandelt Wundt die wichtigsten Erkenntnisse der Soziologie, soweit psychologische Gesichtspunkte, bei anderen zumeist leider übersehen, in Betracht kommen. Dadurch bildet das Werk einen Markstein in der Geschichte der wissenschaftlichen Soziologie selbst.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen**

**Verlag der Buchhandlung Richard Lányi**

Wien I, Kärntnerstraße 44

---

Soeben erschienen :

# **ZEICHNUNGEN EGON SCHIELE**

**PREIS DER MAPPE 12 BLATT: K 45.—**

**Die Mappe, Format 52 : 34 cm, enthält 12 Zeichnungen (Lichtdrucke) in Originalgröße und wurde in der Graphischen Anstalt von Max Jaffé in Wien unter Aufsicht Egon Schieles in einer einmaligen Auflage (400 Exemplare) hergestellt. Die Negative und Druckplatten sind vernichtet. Jedes Exemplar wurde vom Künstler handschriftlich signiert und numeriert**

## **EGON SCHIELES ZEICHNUNGEN**

**sind die Dokumente eines Auges und einer Hand. Eines Auges, das die Form hungrig in sich einsaugt und einer Hand, die sie in unfehlbarer Sicherheit, wie traumwandelnd, liebend umspielt und ihr in fanatischem Wahrheitsmuth nachstrebt. In Egon Schiele befreit sich aber nicht nur ein leidenschaftliches Ergriffensein von Farbe und Form, sondern auch die schmerzliche Freude an der drängenden Gestaltenwelt seiner dunklen Visionen. Er starrt wie gebannt von obenher auf die Bühne dieses Daseins und sieht seine Welt: Männer mit großen, weit aufgerissenen Augen, deren Blicke hinüberlangen möchten ins Transzendente, Gehirnmenschen und Asketen — letzten Endes Erotiker —, die im Purgatorio des Irdischen wissend geworden sind. Und Frauenkörper von berückender Schönheit, beunruhigender, oft katzenhaft lauernder Animalität. Es ist nicht die Ebene unserer armseligen Wirklichkeiten, sondern die Traumwelt eines von allem Menschlichen tief erschütterten Temperaments, das jegliche Fragwürdigkeiten und Unsicherheiten bis ins Letzte instinktiv erlebt, aber in die reinste Formgestaltung übersetzt hat; scheinbar naiv und jenseits jedes philosophischen Systems: ganz Auge, ganz Hand, ein über die Problematik der Welt Dinge zu sich selbst gekommener Schaffender**